

Arbeitsministeriums. Und gerade dieses Ministerium war bis dahin regelmäßig durch einen Vertreter der SPD besetzt worden und galt zudem als Errungenschaft der Revolution.

Während die Koalition zwischen Zentrum und SPD sowie der DDP in den Jahren 1919 und 1921 problemlos verlängert worden war, ergaben sich 1925 erstmals erhebliche Schwierigkeiten. Marum wäre bereit gewesen, dem Wunsch (von Teilen) der Zentrumspartei nach Erweiterung der bisherigen Weimarer Koalition nach rechts um die nationalliberale DVP entgegenzukommen – nicht jedoch die sozialdemokratische Parteibasis. Am Ende verzichtete zwar das Zentrum auf die Einbeziehung der DVP und führte für ein Jahr die Koalition sogar nur mit der SPD fort – doch musste im Gegenzug die SPD einem Lehrerbildungsgesetz zustimmen, das ganz den Wünschen der Zentrumspartei entsprach. So rechtfertigte Marum jetzt im Landtag ein Lehrerbildungsgesetz, das faktisch konfessionelle Lehrerbildungsanstalten beibehielt und zu dem auch das Abitur nicht zwingend die Zulassungsvoraussetzung darstellte. Der Unmut der Genossen über ein derartiges Nachgeben Marums und Remmeles gegenüber dem katholischen Koalitionspartner wuchs umso mehr, als das Zentrum 1927 (wenn auch am Ende vergeblich) gar noch im Zuge eines Reichsschulgesetzentwurfs die Rückkehr zur Konfessionsschule anstrebte, wogegen Marum als Staatsrat in letzter Konsequenz keinen Widerstand leistete.

Unter diesen Voraussetzungen schied Marum, wie Pohl nachweist, nicht ganz freiwillig 1928/1929 aus der badischen Landespolitik aus, um sich fortan auf eine Tätigkeit als Reichstagsabgeordneter zu konzentrieren. Nach seinem Ausscheiden vertieften sich die Differenzen zwischen den Koalitionären Zentrum und SPD, was im November 1932, entgegen dem Rat Marums, über die Frage des badischen Konkordats zum Bruch der Koalition führen sollte.

Weitere Themen der Arbeit bilden die Tätigkeit Marums in der badischen Anwaltskammer, sein Eintreten für die gesellschaftliche Anerkennung moderner Kunst wie auch der Blick auf seinen Freundeskreis aus Künstlern und Intellektuellen. So pflegte er eine intensive Bekanntschaft mit René Schickele (1883–1940) und Annette Kolb (1870–1967), mit denen er in seinem Ferienort Badenweiler Möglichkeiten der deutsch-französischen Aussöhnung diskutierte. Außerdem blickt Pohl auf den freilich während der gesamten Weimarer Zeit auch in der badischen Gesellschaft virulenten Antisemitismus, der zur Folge hatte, dass Marum immer wieder schweren Verleumdungen ausgesetzt war. Der Band schließt mit dem Blick auf die rechtspolitische Tätigkeit Marums im Reichstag.

Pohl legt eine umfassende Biographie Marums vor, die sie in hervorragender Form vor dem Hintergrund der badischen Geschichte der Jahre 1918–1923 bzw. Politik und Gesellschaft der Weimarer Zeit insgesamt einordnet.

Michael Kitzing

Lars JAEGER, Emmy Noether – Ihr steiniger Weg an die Weltspitze der Mathematik. Biografie. Konstanz: Südverlag 2022. 272 S. ISBN 978-3-87800-161-4. € 22,-

Amalie Noether, genannt Emmy, wurde 1882 in Erlangen geboren; sie starb 1935 in Bryn Mawr in den USA, wo sie auch bestattet wurde. In den letzten fünf Jahren erschienen gleich drei Biografien über die herausragende Mathematikerin. Die jüngste Studie stammt von Lars Jaeger, der nach einem Studium der Physik, Mathematik, Philosophie und Geschichte heute als Autor, Referent und Unternehmer tätig ist.

Jaeger wählt als Einstieg den „Umsturz in der Mathematik“, als um 1900 in einem „weltgeschichtlich einmaligen Prozess“ die Mathematik ihre als vollkommen geltende Zahlen-

lehre verlor. Den Verlust sicher geglaubter Grundannahmen teilte die Mathematik mit anderen Naturwissenschaften wie Physik, Chemie und Biologie. In der komplexen Neuausrichtung der Mathematik, insbesondere der Entwicklung der modernen Algebra, ist Emmy Noether eine der zentralen Figuren. Ihre Bildungs- und Lebensgeschichte, ihren langen und mühsamen, von gesellschaftlichen Widerständen und Hindernissen geprägten Weg an die Weltspitze der Mathematik sowie ihre wesentlichen mathematischen Erkenntnisse schildern die folgenden neun Kapitel.

Emmy Noether wächst zusammen mit drei Geschwistern in einer wohlhabenden liberal-jüdischen Familie auf. Ihr Vater Max Noether, ein renommierter Mathematiker, lehrt nach der Habilitation zunächst als außerordentlicher, dann ab 1888 als ordentlicher Professor in Erlangen. Da eine akademische Bildung für Mädchen und junge Frauen in der damaligen Zeit nicht vorgesehen ist, beginnt Emmy ihre schulische Ausbildung mit dem Besuch der höheren Töchterschule. Nach dem Examen zur Sprachlehrerin immatrikuliert sie sich als Gasthörerin an der Universität Erlangen und bereitet sich gleichzeitig auf die Abiturprüfung vor, die sie 1903 als Externe am Realgymnasium in Nürnberg ablegt. Als im selben Jahr Frauen an bayerischen Universitäten zum Studium zugelassen werden, nimmt Emmy Noether ein ordentliches Studium der Mathematik in Erlangen auf, das sie 1907 mit einer Promotion bei Paul Gordan über die Probleme der Invariantentheorie abschließt. Im Anschluss hält sie in Vertretung für ihren erkrankten Vater und auch für die Nachfolger ihres Doktorvaters Vorlesungen, ohne aber in einem geordneten Arbeitsverhältnis zu stehen.

1915 folgt Noether einem Ruf an die Universität Göttingen, dem damals führenden mathematischen Zentrum, und wirkt hier neben Koryphäen ihres Fachs, aber ohne akademische Position und ohne Bezahlung. Ihr Antrag auf Habilitation löst intensive kontroverse Diskussionen aus, denn aufgrund eines Erlasses von 1908 sind Frauen an preußischen Universitäten nicht zur Habilitation zugelassen. Zwar hält Emmy Noether Veranstaltungen ab, die aber offiziell unter dem Namen der Lehrstuhlinhaber laufen. Als nach dem Ende des Ersten Weltkriegs die Habilitationsordnung geändert wird und sich auch Frauen habilitieren können, reicht die Wissenschaftlerin ihre Arbeit über „Invariante Variationsprobleme“ als Habilitationsschrift ein. Damit erwirbt sie den Status einer Privatdozentin, bleibt aber weiterhin unbezahlt. Erst 1923, mit 41 Jahren, erhält sie ihren ersten bezahlten Lehrauftrag; eine ordentliche Professur erlangt sie aber trotz ihrer herausragenden Leistungen nie. Sie schafft es aber, aufstrebende junge Mathematikerinnen und Mathematiker um sich zu scharen, die von ihrer Lehre profitieren.

1920 beginnt Emmy Noether ihre Arbeiten in Abstrakter Algebra; mit ihren Forschungen und grundlegenden Veröffentlichungen begründet sie die moderne Algebra. Ab den späten 1920er Jahren genießt sie weit über die Grenzen Göttingens und Deutschlands hinaus große Anerkennung. Es häufen sich Preise und Ehrungen, auch wenn ihr weiterhin ein Lehrstuhl verwehrt wird. So übernimmt sie 1928/1929 eine Gastprofessur in Moskau, 1930 in Frankfurt am Main.

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wird Noether als Jüdin die Lehrbefugnis entzogen. Nun folgt sie notgedrungen im Herbst 1933 einem Angebot für eine Gastprofessur in Bryn Mawr, einem Frauencollege in Pennsylvania. Überraschend stirbt sie dort am 14. April 1935 an den Folgen einer Operation. Ihr Name überdauert in den nach ihr benannten „Noetherschen Ringen“ und dem „Noether-Theorem“.

Jaeger ist trotz mancher Redundanz die gut lesbare Biografie einer faszinierenden Frau gelungen, die gegen alle Widrigkeiten und gesellschaftlichen Erwartungen an ihrem wissen-

schaftlichen Weg festgehalten hat. Auch ihre Verdienste für Mathematik und theoretische Physik werden angemessen gewürdigt, wobei in zwei Kapiteln das „Noether-Theorem“ sowie ihre Forschungen in der modernen Algebra näher vorgestellt werden. Ein Anhang mit knapper Zeittafel, „Expertenwissen“ und einer Bibliografie runden den ansprechend gestalteten Band ab.

Nicole Bickhoff

Tanja WARRING, Zwischen Belle Époque und Neuer Zeit. Das Künstlerehepaar Bertha Malzacher-Jung und Otto Jung. Basel: Schwabe Verlag 2022. 264 S., 18 s/w und 58 farb. Abb. ISBN 978-3-7965-4550-4. Geb. CHF 66.-; ISBN 978-3-7965-4551-1, eBook CHF 53.-

Das Buch der Urenkelin des Ehepaars Malzacher-Jung beschreibt die schicksalshafte Geschichte der Familie anhand des Familiennachlasses aus privaten Briefen, Zeugnissen, Tagebüchern, persönlichen Dokumenten, Kalendern und der Krankenakte von Bertha Malzacher-Jung. Ebenfalls familiär vorhanden ist ein großer Umfang an Bildern und Fotos der beiden Künstler. Warring hat sich akribisch durch den Familiennachlass gelesen und auch durch die Zeitgeschichte. Sie setzt die Lebensbeschreibung des Ehepaars in Kontext zur Geschichte des Kaiserreichs, dem Wachsen der Großstadt Stuttgart, dem Ersten Weltkrieg oder der Weltwirtschaftskrise – der Lebenszeitspanne des Ehepaars. Bertha Malzacher lebte von 1866 bis 1931, ihr Ehemann Otto Jung von 1867 bis 1935.

Im Gegensatz zur sorgfältigen Recherche verfasst Warring aber keine wissenschaftliche Publikation für die „Fachwelt“ mit einem Anmerkungsapparat, sondern eine belletristisch wirkende Familiensaga. Man evoziert diese literarische Gattung beim Lesen und muss dann entscheiden, ob man jetzt, belastbar durch authentische Quellen, die es ja offenbar gibt, das glaubt, was in literarischer Form blumig beschrieben wird, oder ob man misstrauisch wird und sich fragt: „Wer spricht?“, die Forscherin oder ihr lyrisches Ich? Aber wenn man sich an Sätze gewöhnt hat wie: „Dann blies jemand die Kerzen aus. Der Schatten einer unendlichen Trauer fiel über das Gesicht des älteren Mannes und blieb, dehnte sich aus auf die erstarrten Gestalten der Kinder ...“, gemeint ist der Tod der Mutter von Bertha Malzacher im Kindbett im Jahr 1867, dann kann man weiterlesen. Tod im Kindbett ist immer ein Albtraum und zeigt das komplette medizinische Versagen jener Jahre und noch vieler weiterer. Wenn man jetzt realisiert hat, dass ein Familienmitglied eine an sich spannende Biografie für ein Künstlerehepaar schreibt und natürlich zugleich auch die eigene Familiengeschichte der Autorin zu Papier bringt, dann ist man auf dem Weg.

Die Geschichte des Künstlerehepaars lässt sich leicht zusammenfassen: Bertha Malzacher hat das Glück, dass sie in Stuttgart an der Königlichen Kunstschule von 1883 bis 1892 Malerei studieren kann. Sie ist eine „höhere Tochter“, ihr Vater bezahlt die extra hohen Studiengebühren für Frauen. Sie ist als Kunststudentin aktiv und interessiert und von 1894 bis 1931 Mitglied im „Württembergischen Malerinnenverein e. V.“, einer berufsständischen Organisation in Stuttgart, die sich der Förderung des Berufs als Künstlerin zum Ziel gesetzt hat. Ihr Ziel ist der Beruf Malerin. Dass ihr das nicht gelingt, ist das Schicksal der Frauen jener Jahre. Sie heiratet und bekommt drei Kinder.

Warring beschreibt die Lebenssituation eines Künstlerehepaars in allen Etappen bis zum Tod, und natürlich verliert Bertha am Ende alles. Ihr Ehemann wird zum Familienernährer, sie muss ihre Ambitionen zu Malen zugunsten der drei Kinder hintanstellen, ihr Ehemann kapert das gemeinsame Atelier für sich allein und unterstützt sie als Malerin nicht mehr.